

Thesen zum Leben

verantwortet von der
Forschungsgruppe „Arbeit am Leben – Thematisierungen und Vollzüge“
FEST- Heidelberg

Vorgetragen auf einer Tagung der Evangelischen Akademie im Rheinland, Bonn, 30.11.2007

Thema der Tagung:

„Das Leben – Was ist das?“

Naturwissenschaften und Theologie im Gespräch

1. Lebensdefinitionen sind Streit auf Leben und Tod.

Wer und was definiert, was Leben ist, und ob Leben überhaupt definiert werden kann, ist immer schon umkämpft. Diesen Kampf entscheidet nicht allein eine gesellschaftlich mehr oder weniger intelligent ausgeheckte Verabredungskultur. Ebenso wenig entscheiden ihn empirische Beobachter natürlicher Konstellationen. Die Natur erklärt nicht aus sich heraus, was Leben ist.

Bioethische, medizinethische oder Rechtsdiskurse sind auf Definitions- und Identifikationskriterien angewiesen. Um diese Kriterien muss ständig neu gestritten werden. Es ist ein fruchtbarer Streit, sofern er Deutungszusammenhänge aufdeckt und fortschreibt.

2. Lebenswissenschaften sind mehr als nur Life Sciences.

Für den im 18. Jahrhundert in Göttingen von Christoph Meiners aus der Taufe gehobenen Terminus „Lebenswissenschaft“ kann keine Wissenschaft einen Alleinvertretungsanspruch anmelden. Ebenso wenig gibt es eine transdisziplinäre Überwissenschaft namens Lebenswissenschaft. Es sollte sie auch gar nicht geben.

Was Leben ist, erschließen näherungsweise die verschiedenen Deutungszugänge der am Lebensdiskurs beteiligten Disziplinen (wie Medizin, Biologie, Philosophie, Theologie, Recht, Psychologie, Sozialwissenschaften und Geschichte). Dabei bestehen berechtigte Klärungserwartungen an die jeweils anderen Disziplinen.

3. Wissenschaft braucht Distanz zur „Ehrfurcht vor dem Leben“

Eine grundlegende Erforschung von Lebensphänomenen sollte zu einer undifferenzierten Rede von der ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ auf Distanz gehen (darf man Mücken nicht totschiessen und ist ein Antibiotikum bereits ein bedenkliches Mordinstrument?). Leben ist eine ambivalente Bestimmung.

Lebensphänomene sind deshalb erst einmal diesseits von vorgängigen Hierarchisierung durch Würde welcher Art auch immer zu „beobachten“ und so genau wie möglich zu beschreiben – sofern bewusst ist, dass Beobachtung und Beschreibung stets unter den Bedingungen bestimmter Perspektiven und Horizonte stehen.

4. Geist ist nicht Natur.

Die Begründungsverhältnisse von Natur und Geist im Blick auf das Leben sind strittig. Von der Stoa bis zu den neuesten physikalistischen Reduktionismen in der Hirnforschung und Neurophilosophie wird die Auffassung vertreten, die Physis bilde die (kausale) Basis des Lebens oder sei gar ausschließlich das, was lebt. Mit der Behauptung, dass geistige Prozesse Emergenzprodukte komplexer organischer Konstellationen sind, ist nichts erklärt.

Mit Sicherheit lässt sich sagen: Insofern menschliches Leben selbstbewusstes reflektiertes Leben ist, sind natürliches und geistiges Leben im Menschen miteinander verschränkt – und das heißt: Geist ist nicht nur ein Epiphänomen der Natur. Ob das eine deskriptive oder ‚mehr als deskriptive‘ These ist, ist zu prüfen.

5. Leben ist nicht seelenlos.

Menschliches Leben ist leibseelisches Leben. In ihm kommen der Selbstvollzug des Lebens und die Fähigkeit zur Beschreibung des Lebens zusammen. Daraus ergibt sich zwingend, dass Men-

schen ihr Leben als in sich selbst differenziert beschreiben. Ein klassisches Differenzierungsmotiv ist die Unterscheidung von Seele und Leib.

Die Vorstellungen über die Verhältnisbestimmung und Entstehung von Leib und Seele waren immer schon strittig:

Begründet das seelische Leben das leibliche Leben? Haucht die Seele dem Körper als Instrument Leben ein (z.B. Platon, der Neuplatonismus, Augustinus, Albertus Magnus)?

Oder generiert das leibliche Leben seelisches Leben (z.B. Alexander von Aphrodisias)?

Oder vollenden sich Seele und Leib wechselseitig (z.B. Averroes), so dass weder die Seele als solche noch der Leib als solcher leben oder überleben?

Oder aber ist zumindest nur das konkrete leibseelische Individuum Person, die Seele aber nicht (z.B. Thomas von Aquin)?

Selbst wenn die Seele ein Relikt abendländischer Denktraditionen sein sollte, lassen sich die mit der Seelenbestimmung identifizierten Lebensphänomene mit der Vermeidung des Seelenbegriffs nicht aus der Welt schaffen.

6. Leben ist nicht mechanisch.

Der Versuch, Leben durch mechanische Bewegungsprinzipien zu beschreiben, muss als gescheitert angesehen werden. Der im 18. Jahrhundert aufkommende Vitalismus hat auf eigenständige Weise eine aller Materie inwohnende Lebenskraft (*vis vitalis*) behauptet, die analog der Gravitationskraft bestimmt wurde. Die Lebenskraft zeigt sich. Ihr Grund bleibt jedoch verborgen.

Das Wahrheitsmoment solcher Beschreibungsversuche von Leben besteht darin, dass sie die Unvollständigkeit der Beschreibung ausdrücklich anzeigt und so zu verstehen gibt: Angesichts der Komplexität von Leben verlangt jede Beschreibung nach weiteren Beschreibungen und Bildern.

Vom Leben kann man sich immer nur ein Bild machen. Deshalb sind auch alle (Kunst)Formen ästhetischer Expression von Lebensphänomenen für die Lebensbestimmung höchst aufschlussreich.

7. (Menschliches) Leben ist immer auf etwas aus.

Umstritten ist, ob Leben stets ziel- und zweckgerichtetes Leben ist oder ziellos auf und davonläuft. Innerhalb teleologischer Deutungsversuche ist nochmals zu unterscheiden zwischen solchen, die den Zweck von Lebendem außerhalb des Lebenden selbst in anderem oder anderen setzt, und solchen, die behaupten, dass Lebendes „um seiner selbst willen interessant“ sei. Zu unterscheiden ist schließlich zwischen Positionen, die in Immanenzlust den Lebenssinn in maximaler Intensität eines begrenzt dauernden Lebens entdecken, und solchen, die erst in einem von schlechter Endlichkeit befreiten Leben den Sinn des Lebens realisiert sehen.

In diesem Zusammenhang dürfen weder naturwissenschaftliche bzw. empirisch verfahrenende Disziplinen als puristische Deskriptionsanwälte noch geisteswissenschaftliche Disziplinen als orientierende Sinnstiftungsagenturen missverstanden werden. Diese einseitigen Zuordnungen sind wissenschaftstheoretisch naiv.

Wenn ‚Geist‘ und ‚Seele‘ irreduzible Aspekte des menschlichen Lebens sind, ist dieses Leben jedenfalls stets ‚auf etwas aus‘, einerseits auf Selbsterhaltung, andererseits meist auf ‚mehr‘ als Leben, etwa auf gutes oder glückliches Leben.

8. Leben ist außerordentlich.

Leben ist niemals Chaos. Leben ist aber auch nicht systematisch vollständig Durchgeordnetes. „Struktur ohne Leben ist tot. Aber Leben ohne Struktur ist nicht wahrzunehmen. Pures Leben drückt sich in und durch Struktur aus“ (John Cage).

Insofern ist Leben stets ‚in Ordnungen verstrickt‘, auf sie angewiesen. Andererseits ist Leben stets ‚mehr‘ als ‚in Ordnung‘. Es ist überschießend, gelegentlich störend oder anarchisch, gelegentlich kreativ und überschwänglich. Daher ist (zumindest menschliches) Leben ein außerordentliches im Horizont allen Lebens. Das zeigt der Ausdruck ‚Kultur‘ an.

9. Menschliches Leben lebt von anderen.

Organismen bestehen nur in der Koexistenz mit anderen Organismen. Leben ist insofern eine sich nur in ständigen Veränderungsprozessen selbst stabilisierende Struktur von Selbst- und

Fremdbezug. Das Individuum ist ein Moment in einer Reihe, das in einem bestimmten Moment vor eine bestimmte Lebensherausforderung gestellt ist.

10. Menschliches Leben ist mehr als Selbsterhaltung.

Lebenserhaltung komplexer Lebenssysteme und –organismen vollzieht sich als erfolgreiche Bewältigung von (potentiellen) Dauerkonflikten bzw. als permanente Überwindung latenter (Selbster)störungen. Diese Beobachtungen sind von den antiken Beschreibungen des leibseelischen Lebens bis hin zu modernen biologischen Explikationen phylogenetischer und ontogenetischer Prozesse gemacht worden.

Im Streit um die Lebenserhaltung geht es um die Frage, ob Leben ‚an sich‘ das ‚höchste Gut‘ sei, um seiner selbst willen zu erhalten – oder ob erst ein Sinn das Leben lebenswert macht. In jüdischen und christlichen Traditionen jedenfalls ist es nie das natürliche Leben ‚an sich‘, das ‚gut‘ ist, sondern das Leben in seinem Zusammenhang von Woher, Wohin und mit Wem. Die Gemeinschaft mit Gott und den Nächsten ist das, was das Leben lebenswert und erhaltenswert macht.

11. Menschliches Leben ist kreativ passiv.

Was Leben ist, lässt sich nicht nur als Aktivitäts- und Tätigkeitsprozess beschreiben. Die Dominanz dieser Beschreibungsmuster in der abendländischen Kulturgeschichte täuscht darüber hinweg, dass Leben wesentlich mit der Fähigkeit verknüpft ist, Leiden zu können bzw. affiziert zu werden.

Die Verknüpfung von Tätigkeit und Leiden weist auf die konstitutive Bedeutung der Sozialität für Individuen hin: Selbstbewusstes leibseelisches Leben sieht nicht nur anderes, sondern andere und findet nur inmitten ihrer zu sich.

Die Implikation dessen ist: Wenn Leben von und mit anderen leben heißt, wenn Leben nicht aus sich selbst erzeugt ist, sondern empfangen, geteilt und weitergegeben wird, zehrt es von einer ‚kreativen Passivität‘ – die zu verdrängen lebensgefährlich werden kann.

12. Menschliches Leben ist doppelt exzentrisch.

Die natürlichen und sozialen Interaktionen des Organismus zeigen: Es gibt keine vollständige Lebensautarkie eines körperlich existierenden Lebewesens. Insofern gilt generell: Der Grund des Lebens eines Individuums liegt außerhalb des Individuums selbst.

Dieser Sachverhalt gewinnt für das menschliche Leben einen gesteigerten Sinn. Denn in seiner Kompetenz der mit den Beschreibungen des Lebens verbundenen Selbstbeziehung ist das menschliche Leben darauf verwiesen, einen nicht-natürlichen Ursprung seiner selbst als Urteilswesen zu denken. In der Tradition der christlichen Sprache heißt das: Eine menschliche Person kommt nur in seiner Beziehung zu Gott zu sich selbst und von sich los zu anderen und anderem.

13. Menschliches Leben ist erinnern.

Menschliches Leben erschließt sich in der Erinnerung und diese – beispielsweise – in der Deutung von individuellen Biographien. Dabei ist jedes menschliche Leben stets ‚in Geschichten verstrickt‘, in einem Netz von Bezügen, die das Leben als Beziehungsphänomen geschichtliche Gestalt gewinnen lassen. Es entstehen weitere geschichtliche Sinn-Horizonte. In diesen Horizonten verändert sich auch das Selbstverhältnis der Menschen – sowohl zu der sie umgebenden wie zu der ihnen eigenen leiblichen Welt. Kulturelle und technologische Entwicklungen sind selbst Formen des kulturellen Lebens des Menschen. Das verändert auch die Sicht auf das Leben als Gegebenheit des Existenzvollzuges: Ein extrem erfolgreicher technischer Umgang mit der äußeren Welt schlägt auch auf den Umgang mit dem eigenen Körper zurück. Die damit aufbrechenden Konflikte mannigfaltiger Art sind im Blick auf die doppelte Exzentrizität des Menschen zu reflektieren und zu entscheiden.

Damit ist dem Fluch zu widerstehen, das Leben vervollkommen zu müssen, sich und dem eigenen Leben eine adäquate Gestalt und Identität zu verleihen.

14. Lebensführung und Lebenssteigerung ist Liebe.

Die in der Tradition von Platons Symposion argumentierenden philosophischen Lebensreflexionen sowie auf andere Weise der christliche Glaube begreifen die Liebe als zentralen élan vital. Diese Liebe zeigt sich in der Lebensführung. Sie ist die phänomenale Gestalt des Woher, Womit und Woraufhin des Lebens – also das ‚Mehr‘, von dem das Leben lebt.

Dass und wie sie sich zeigt, kann weder durch Bildung noch durch eine mechanische Methodik erzeugt werden. Lebensgewinn ist die Reaktion auf befreiende Kontingenzen, die sich in heiterer Passivität und ungezwungener Aktivität Raum geben.

„Leben ist immer mehr Leben ... Es entwickelt sich.“ (Schleiermacher) Mit dem Leben verknüpfen sich unvermeidlich Steigerungsprozesse. Menschliches Leben ist ohne die selige Sehnsucht eines sinnlichen, sittlichen und religiösen Lebenshungers nicht bei sich selbst.

Es gibt zugleich aber auch einen Fluch, das Leben vervollkommen zu müssen, sich und dem eigenen Leben eine adäquate Gestalt und Identität zu verleihen. Einmal entdeckte Steigerungsmöglichkeiten werden auch wahrgenommen.

Selbst die kulturkritischste Kulturlehre kann die Kultur nicht weglehren.

Kulturelle und technologische Entwicklungen sind selbst zwingende Formen des per definitionem kulturellen Lebens des Menschen. Eine intelligente Lebenskultur wird dabei darauf achten, ihre natürlichen Lebensbedingungen nicht zu zerstören. Und sie wird die Lebendigkeit der Kultur pflegen (Kultur nicht nur als Staatsziel, sondern als Lebensform), damit die Kultur in ihrer Mehrdimensionalität weder verödet noch in Teilbereiche der Gesellschaft auswandert (Ökonomie, Medien).

15. Tod oder Leben – wer hat das letzte Wort?

Als organismisches Leben ist das menschliche Leben wie alles andere Leben sterblich. Als spezifisch menschliches Leben drängt es dazu, seinen Tod zu deuten. Im Verständnis des Todes schlagen verschiedene Bestimmungen des Lebens auf verschiedene Bestimmungen des Todes zurück. Es gibt heilsame Grenzen des Lebens, ohne die sich die Entwicklung von Lebensformen gar nicht denken lässt. Und es gibt eine bittere Endlichkeit des Lebens.

Differenzen innerhalb der Todesbestimmungen sind auch im Blick auf die Frage nach dem Beginn und dem Ende des Lebens von Bedeutung. Die menschliche Person ist noch nicht da, während schon menschliches Leben beginnt, wie die Person bereits nicht mehr anwesend ist, während menschliches Leben noch da ist.

Im Blick auf das individuelle physische Leben hat immer der Tod das letzte Wort. Diese Anordnung wird vom christlichen Glauben umgekehrt: Leben hat immer das letzte Wort – worin sich der Schöpfer des Lebens zeigt und was dessen Handeln am Gekreuzigten erschlossen hat.

Diese konfessionelle Perspektive ist für die öffentlichen Diskurse um ‚Leben‘ unverzichtbar, wenn man nicht die Geschichten und die Kultur verdrängen will, in die wir nolens volens verstrickt sind.

16. Leben will Ewigkeit.

Weil individuelles Leben sterblich ist, ist immer wieder eine Perseveranz des Lebens durch Gattungserhalt behauptet worden (Aristoteles, Seneca) – als vermeintliche ‚Unsterblichkeit der Gattung‘.

Christliches Leben bedarf der Hoffnung auf solche innerweltlichen Verewigungsformen nicht. Wer gestorben ist, verewigt sich nicht in seinen Nachfahren und lebt nicht davon, dass sich andere an ihn erinnern. Er kann getrost vergessen werden. Er lebt allein von der erhofften Verewigung seines Lebens durch Gott. Diese Verewigung ist nach christlicher Überzeugung durch das Sterben Jesu Christi und seine Überwindung von Todeszuständen und des Todes durch die Gemeinschaft mit Gott bedingt und begründet.

17. Gott ist Leben.

Gott ist nicht ‚nur‘ Leben, denn er ist wesentlich die *Wahrheit* des Lebens, also Inbegriff des genannten ‚Mehr‘ als Leben. Diese Emphase ist unverzichtbar, aber nicht erhaben, sondern schlicht und plausibel – wie sie sich in den Gleichnissen Jesu prägnant zeigt.

Als Wahrheit des Lebens ist er Träger des Lebens und gibt Leben, indem er Leben formiert und informiert. Eine der theologischen Königsfragen lautet: Begleitet Gott die Lebensprozesse als Beobachter, als kreationistischer Designer, als Erfinder der Möglichkeit von Evolutionsprozessen?

sen oder als alle Lebensprozesse durchwirkender und mit ihnen identischer „Geist“ oder als eine präsente aber bei aller Gegenwart verborgene Instanz? Diese Fragen nach der Genese und Erhaltung des Lebens sind von der Theologie mit Erklärungserwartungen an die biologischen Disziplinen fortzuschreiben. Dass die Biologie hier immer wieder Aufklärungsarbeit geleistet hat, die einer aufgeklärten Theologie zugute kommt, zeigt etwa die sog. Evolutionstheorie.

18. Religiöse Rede ist Lebensdiskurs.

Die Kirche, die sich als Leib Christi versteht, ist in dieser Perspektive selbst so etwas wie ein lebendiger Organismus, ein organisches Ganzes und hat in den kulturellen Diskursen aus christlicher Lebenssicht einen Beitrag zum allgemeinen Lebensdiskurs zu leisten. Sie macht auf die natürliche und unbedingte Herkunft der Welt (Schöpfungsbewusstsein), die Lebenssteigerungspotentiale von Vergebung (Versöhnungsbewusstsein) und die von ihr erhoffte Zukunft des Lebens bei Gott (Erlösungsbewusstsein) aufmerksam.

Diese Aufmerksamkeit gestaltet sie in ihrer öffentlichen Verkündigung – nicht zuletzt in der Auslegung und Fortschreibung derjenigen Geschichten, von denen wir leben, etwa den Gleichnissen.